

Kord Michaelis

Digitales Begleiten – ein Widerspruch in sich?

Vortrag auf der Jahrestagung der VOD in Waldkirch, 31.5.2023

Liebe Kolleginnen und Kollegen, meine sehr geehrten Damen und Herren,

meinen Beitrag zum Thema habe ich im Programmheft überschrieben „Digitales Begleiten – ein Widerspruch in sich?“. Das mag erst einmal etwas verkünstelt klingen, soll es aber gar nicht sein.

Sie werden sich vermutlich fragen, wie das Wort „Digital“ denn gemeint ist. Denn das Wortpaar „digital-analog“ hat ja eine erstaunliche Karriere hinter sich.

1970 dachte man bei digital oder analog an die Frage, ob man mit Stift und Papier oder mit einem der ersten Taschenrechner rechnete, das Versprechen war damals, digital heißt: Schneller.

1980 stellte sich die Frage, ob meine Uhr noch Zeiger oder schon Zahlen zeigte. Digital hieß: Genauer.

1990 ging es bei digital oder analog um die Frage, ob ich eine CD einlege oder eine Schallplatte auf den Plattenteller lege, digital hieß für den Klang: Klarer.

Um die Jahrtausendwende haben Sie in der Orgelfachwelt diskutiert, ob eine gesampelte Digitalorgel von der analogen Pfeifenorgel noch zu unterscheiden wäre, die Laien meinten Nein, die Fachwelt meinte Ja, es sei denn, die Verdienstinteressen legten andere Antworten nahe. Digital hieß: Unbegrenzte Zahl an Registern und herbeigeholten Klangfarben.

2005 ging es um die Frage, ob meine Kamera einen Film braucht oder die Bilder direkt auf den Computer übertragen werden können, digital meinte: Bearbeitbar und speicherbar.

Und seit Corona meint die Frage „Treffen wir uns analog oder digital“ ob wir uns leibhaftig begegnen oder in der Videokonferenz. Digital heißt: Unkomplizierter hinsichtlich Ort und Zeit.

Heute stellen Sie nun die Frage, ob die Begleitung von Gemeindegesang vorab vorgefertigt werden kann und dann im Gottesdienst ohne Zutun einer Musikerperson

ablaufen kann. Und es schwingt das Versprechen mit, dass all das Genannte – schneller, genauer, klarer, unbegrenzter, unkomplizierter – dabei auch eintreten sollte. Ich glaube, das ist ein Irrtum.

Gehen wir aber vielleicht tatsächlich zunächst einmal dem Wörtchen „digital“ in seiner Grundbedeutung nach: Eine digitale Weitergabe von Information findet immer dann statt, wenn die Information in eine eindeutige Folge von Einsen und Nullen hineincodiert wird. Das hat den Vorteil, dass sich dieses digitale Abbild der eigentlichen Information dann verlustfrei übertragen lässt und zwar zeit- und entfernungsunabhängig. Die Vorteile liegen auf der Hand. Die eigentlichen Probleme jedoch liegen im Detail.

Denn es ist zwar keine Frage, dass das Telefonat nach Australien in einer Zeit, als die Schallwelle in der Sprechmuschel in einen schwankenden elektrischen Energiefluss umgewandelt wurde und dieser tatsächlich, mit zwischengeschalteten Verstärkerelementen zwar, aber dennoch sozusagen höchstpersönlich in meiner Hörmuschel ankommen musste, dass dieses Telefonat unbefriedigender war als heute. Zumindest die leidgeprüften Kunden von O2 (ich gehöre dazu) aber wissen, dass es heute kaum besser ist, wenn ich in einem zu günstigen Tarif zu lange mit dem Handy telefoniere, weil der Anbieter mir dann die Bandbreite herunterschaltet. Mit anderen Worten: O2 scheint dafür zu sorgen, dass der Codierungsprozess sich de facto massiv vergrößert, bis es klingt wie in einer Blechbüchse.

Wer also vom verlustfreien Übertragungsprinzip des Digitalen fasziniert ist, darf nicht vergessen, auf den eigentlich entscheidenden Punkt zu schauen, nämlich die Codierung und Decodierung. Und die ist heikel. Denn hier hat irgendwann einmal ein technischer Normierungsprozess entschieden, welche Parameter der Information in welcher Rasterungstiefe codiert werden und welche nicht. Beim Entwickeln des CD-Standards musste festgelegt werden, wie oft pro Sekunde der akustische Zustand abgespeichert wird (also die Abtastrate). Es musste entschieden werden, wieviele Lautstärkeniveaus es gibt und in welcher Feinheit Frequenzen von Grundton und Obertönen festgehalten werden.

Und als das digitale Farbbild entwickelt wurde, dachte man zunächst auch, mit 256 Farben die Wirklichkeit schon weitgehend einzufangen. Dort und auch in vielen anderen Bereichen sehen wir, dass die anfänglich getroffenen Entscheidungen für viele Anwendungen viel zu grob waren – und interessanterweise die von den neuen Möglichkeiten faszinierte Welt seinerzeit sich diese Vergrößerung jeweils kaum eingestehen wollte. Wir müssen also immer, wenn wir davon sprechen, dass digitale Informationsübertragung völlig verlustfrei sei, sofort fragen, welche Annahmen bei der Codierung getroffen wurden, nämlich Annahmen, welche Parameter und auch welche

Abstufungsfeinheit überhaupt relevant seien, und welche nicht. Und dass natürlich jede Menge Parameter ausgelassen werden, ist ja klar: Das digital übertragene Abbild eines Schriftstücks transportiert nicht dessen Haptik, das digital übertragene Konzerterlebnis transportiert die Atmosphäre des Konzertsaals nicht, weil beispielsweise die Gerüche fehlen. Und das mag beim Konzerterlebnis manchmal sogar gut sein, bei der Koch-Show im Fernsehen ist es ein Problem.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Natürlich ist das Gegenteil, die analoge Übertragung per se nicht gut, im Gegenteil, sie trägt die Gefahr von Übertragungsverlusten in sich. Aber die Parameter, die übertragen werden, werden immerhin linear übertragen, ohne zusätzliche Codierungsraasterung dieser Parameter.

Nun mag das alles nicht sehr problematisch sein, solange wir von Informationsübertragung in eine Richtung sprechen. Die CD klingt tatsächlich klarer als die Schallplatte und die Abtastrate von 44100 mal pro Sekunde ist offenbar gemessen an der des menschlichen Gehirns unproblematisch

Aber: Bei rückgekoppelten Phänomenen wird es kritisch. Denn Codierung kann, anders als das Telefonat aus analogen Zeiten, nicht in Echtzeit funktionieren, sondern sie muss immer erst codieren und dann Pakete packen und dann die Pakete versenden. Und dass die sich daraus ergebende Latenzzeit ein Riesenthema ist, das wissen wir seit einigen Jahren vom Public Viewing bei der Fußball-WM oder -EM. Da können Sie in jeder Großstadt hören, wie unterschiedlich schnell die verschiedene Paketpost für das digitale Fernsehsignal funktioniert, weil Sie, wenn Sie Pech haben, das Tor von der nächsten Straßenecke schon hören, während Sie selbst den Ball noch auf dem Elfmeterpunkt liegen sehen. Und als wir Kirchenmusiker während Corona gemerkt haben, dass Chorprobe per Videokonferenz einfach echt nicht geht, fiel mir wieder ein, dass ich in meiner Kindheit, als das Ortsgespräch noch 23 Pfennige ohne Zeitbegrenzung kostete, tatsächlich manchmal mit einem Klassenkameraden Geigenduo per Telefon mit Lautsprecher geübt habe – das ging damals. Nun können Sie sagen, das ist vielleicht noch kein wirklicher kultureller Verlust. Und ich muss sagen: Stimmt. Aber dass wir uns längst daran gewöhnt haben, dass bei Telefonat von Handy zu Handy der Andere immer so merkwürdig lange Denkpausen macht, das ist kulturell schon entscheidender. Und wer jetzt die Videokonferenzen erlebt, der weiß auch, was passiert, wenn ganze Parametergruppen von der Rückkopplung ausgenommen sind. Wir bekommen viel zu spät mit, wenn in einem Teilnehmer die Emotionen hochkochen, Kreativprozesse funktionieren kaum, weil Menschen von der Evolution nun einmal so geformt wurden, dass unser Vertrauens-Seismograph ganz feine, z. B. geruchliche oder stimmungsklangliche Veränderungen einbezieht, die im Zuge der

Codierungsraasterungsentscheidungen aber eben nicht ausreichend berücksichtigt werden konnten.

Worauf will ich hinaus: Wer behauptet, einen Prozess ebensogut digital, auf Entfernung hinzubekommen, wie analog auf natürlichem Wege von Angesicht zu Angesicht, dem sollte man gehörige Skepsis entgegenbringen. Und erst recht, wenn er das von einem Prozess behauptet, der auf Rückkopplung in Echtzeit angewiesen ist. Dann liegt die Vermutung nahe, dass hier erheblich vergrößerte Parameter angesetzt worden sind und die eigentliche Komplexität des gelungenen Prozesses vielleicht gar nicht verstanden wurde.

Ich will hier meinen Ausflug in die Philosophie des Digitalen unterbrechen und wieder konkret werden zum Gegenstand der Frage: Selbstspielende Orgel für gottesdienstliche Musik – ja oder nein.

Wenn wir alles, was wir gehört haben, in Rechnung stellen, dann sind die Angebote, die auf dem Markt sind, eigentlich alle unzureichend. Sie codieren den Prozess einer gelungenen gottesdienstlichen Musik oder gar der Begleitung einer singenden Gemeinde mit dem größtmöglichen Raster, nämlich der Frage, welcher Ton zu welcher Zeit angeschlagen wird. Einige Systeme retten noch die Klangerzeugung der Pfeifenorgel, andere synthetisieren auch diese. Aber das scheint mir eigentlich schon egal zu sein. Denn beiden Varianten ist gemeinsam, dass ein rückgekoppelter Prozess noch nicht einmal gedacht worden ist, geschweige denn technisch bewältigt.

Damit sind, denke ich, zwei ganz wesentliche Fragen nicht durchdacht – entweder weil sie gar nicht gestellt wurden oder weil sie im Angesicht des Marktes, der sich in Zeiten von Fachkräftemangel auch in der Welt der Musik aufzutun scheint, voreilig als Nebensache abgetan werden.

Die eine Frage ist eine theologische: Welche Funktion hat Musik im Gottesdienst? Die andere eine musikalische: Wie funktioniert Begleiten?

Ich will mit der zweiten anfangen: Wie funktioniert Begleiten?

Das Begleiten einer Musikerin oder eines Musikers am Klavier ist bekanntlich Gegenstand eines Masterstudiums an Musikhochschulen, nämlich Liedbegleitung. Und das mit vollem Recht, denn die Interaktion zwischen einer Solistin oder einem Solisten und der begleitenden Person ist hochkomplex. Künstlerisch befriedigend kann es überhaupt nur dann werden, wenn beide die Musik voll und ganz verinnerlicht haben und natürlich ihre Partien technisch und musikalisch voll beherrschen. Und dann geht es um eine Rückkopplung im Millisekundenbereich, die überhaupt nur funktionieren kann, wenn beide Duopartner sich sehr, sehr gut kennen. Denn der oder die perfekte

Begleiter:in spürt die Emotion genau und kann sich auf seine Vorahnung verlassen. Er oder sie nimmt die feinsten Impulse wahr und setzt seinerseits feine Impulse. Zwischen den beiden Musiker:innen findet ein permanenter Aushandlungsprozess statt, dessen größerer Anteil vermutlich unterhalb der Bewusstheitsschwelle der Ausführenden liegt und der so fein ist, dass das Publikum ihn nicht mitbekommen wird, aber dennoch gigantische Unterschiede wahrnimmt gegenüber einer Konzertergebnis, in dem dies alles nicht perfekt funktioniert. Im einen Fall werden Emotionen transportiert, die auch auf diejenigen wirken, die sich über die Wirkungskette keine Rechenschaft ablegen. Im anderen Fall bleibt es emotionsfrei und der Konzertbesucher das nächste Mal lieber zu Hause.

Nun höre ich schon die Mehrheit der Meinungsmacher in meiner Kirche denken: Was soll dieser hochkulturelle Vergleichspunkt. Wir haben eine Gemeinde und keine Künstler, wir wollen, dass irgendwie gesungen werden kann, und brauchen kein Gerede über feinste Nuancen der Rückkopplung. Aber ich fürchte, dieser Einwand ist vor allem Ausdruck von Unkenntnis kirchenbeherrschender Klassen, wenn ich es so sagen darf. Denn es ist ja eben das Wesen von musikalischer Professionalität, dass sie sich selbst unsichtbar macht. Der professionellste musikalische Vortrag ist der, der mit spielerischer Leichtigkeit daher kommt, daher denken immer alle Laien, dass „spielerisch leicht“ die viel bessere Voraussetzung fürs gelungene Musizieren wäre als „perfekt geübt und beherrscht“. Aber das ist leider Unsinn, denn egal ob Jazz, Pop oder Klassik: „Perfekt geübt“ ist ausnahmslos und immer Voraussetzung für scheinbare Leichtigkeit. So ist es auch mit dem Prozess der Gemeindebegleitung: Wenn er gut gelingt, erscheint das Gelingen ganz unproblematisch und selbstverständlich. Aber das ist kein Beweis für seine Trivialität, sondern ein Beweis für das Können der Ausführenden.

(Ich kann übrigens nicht ganz umhin zu bemerken, dass dieselben kirchenbeherrschenden Klassen bei anderen Formen der Begleitung, zum Beispiel der seelsorglichen oder der am Krankenbett, nie und nimmer auf die Idee kämen, sie aus Gründen der Personaleffizienz in eine technisch vermittelte und obendrein rückkopplungsfrei gestaltete Digitallösung zu überführen. Polemisch könnte man zuspitzen: Das Einzige, was die evangelische Kirche bisweilen relativ rückkopplungsfrei tut, ist zu predigen (da meine ich natürlich nur den schlechteren Teil der Predigten...). Und das zeigt: Es ist leider offenbar eine Machtfrage, welche digitalen Substitute für denkbar und diskutabel gehalten werden und welche nicht. Aber das nur am Rande.)

Tatsache ist: Eine gute Gemeindebegleitung, und da meine ich nicht nur die A-Musiker:innen, sondern auf jeden Fall auch die versierten, gut ausgebildeten Nebenberufler, ist hochgradig rückgekoppelt. Wer Orgel spielt, lernt zu hören, was die

Gemeinde tut. Er oder sie nimmt die Gemeinde mit einem mehr oder weniger ausgeprägten Choralzeilenagogik mit, er oder sie reagiert durch Registrierung und oftmals auch durch Improvisationsentscheidungen auf die Atmosphäre im Raum, er oder sie gestaltet durch eine Fülle interaktiver Augenblicksentscheidungen, die zum Großteil vermutlich unterhalb der Bewusstseinschwelle der Ausführenden liegen. Und auch da gilt: So werden Emotionen transportiert, die auch auf diejenigen wirken, die sich über die Wirkungskette keine Rechenschaft ablegen. Begleitung ohne Rückkopplung bleibt garantiert emotionsfrei und der Gottesdienstbesucher das nächste Mal lieber zu Hause.

Und damit bin ich nun bei der zweiten Frage: Welche Funktion hat Musik im Gottesdienst denn? Ich fürchte, spätestens seit die Sinus-Milieustudie auf den unseligen Gedanken kam, ihre Milieus unter anderem durch die dort typischerweise gehörte Musik zu beschreiben, hat auch in der Kirche der Gedanke um sich gegriffen: Musik muss das passende Klang-Bett liefern, in dem die jeweils für den Einzelnen richtige Wohlfühlklangatmosphäre entsteht. Wie schrecklich, das kann jedes Kaufhaus besser, und selbst den Friseursalon suche ich mir danach aus, ob wenigstens die immer gleiche Klassik aus dem Klassikradio läuft – weil ich persönlich meine Frisur dann einfach besser finde, als wenn es Hard-Rock wäre.

Freilich: Wir Kirchenmusiker sind natürlich auch selbst schuld: Wenn wir und unsere Väter und Mütter im Amt jahrelang den Orgelsound als den einzig legitimen, den einzig gottesdienstangemessenen verklärt haben, dann haben wir ja letzten Endes auch ohne Begründung einen Traditionssound zum Signal von Gottesnähe erklärt. Beides geht nicht.

Wir Kirchenmusiker, da bin ich ganz sicher, sollten uns weiterhin genauso verweigern, unser Tun zum Wohlfühlfaktor-on-demand erklären zu lassen, wie Theolog:innen sich verweigern sollten, dem verbreiteten Wunsch nach Reduktion der Predigtthemen auf Schutzengel und allenfalls noch „Der Herr ist mein Hirte“ nachzugeben.

Nein, nicht die Atmosphäre ist die Funktion der Musik. Was Gottesdienst sein soll, hat Martin Luther in seiner berühmten Torgauer Kirchweihpredigt 1544 mit sehr einfachen Worten beschrieben. Er wollte für den neu errichteten Kirchoraum, dass nichts anderes darin geschehe, denn dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort, und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“. Und das heißt: Die gesamte für den Gottesdienst konstitutive Interaktion hängt davon ab, Formen zu finden, in denen die Gemeinde ohne Langeweile, sondern mit Feuer im Herzen diese Kommunikation mit Gott sucht und sie als gelingend empfindet. Wenn der Fachkräftemangel nun zuschlägt, dann mag das manchmal zwangsläufig in sehr

schlichten Formen geschehen, dann ist der „Lobgesang“ vielleicht doch einmal nur der gesprochene Psalm. Aber immer wenn wir eine Musikerin oder einen Musiker haben, dann ist seine oder ihre Funktion, mit ganz persönlicher Musizierfreude die Gemeinde anzustecken, sie mithineinzunehmen in das große Erlebnis einer emotional nach innen wirksamen Kommunikation mit Gott! Das heißt: Auch theologisch ist die Funktion von Musik im Gottesdienst elementar von Rückkopplung geprägt. Und daher muss man wohl, liebe Freundinnen und Freunde der Orgel, zu denen ich mich auch aus vollstem Herzen zähle, aus theologischen Gründen leider auch sagen: Der Sound ist egal. Es zählt eigentlich fast NUR die Musikerpersönlichkeit.

Psalm 98 sagt: „Singet dem Herrn ein taufisches Lied, denn Wunder tut er“. Der Psalm sagt nicht, „und falls ihr Fachkräftemangel habt, never mind, da gibt es eine Maschine, das klingt ganz genauso und ihr fühlt euch bestimmt auch dabei richtig wohl.“ Ich fürchte, das einzige Wunder, das wir dann erwarten sollten, sind noch leerere Kirchen. In der Woche nach Pfingsten kann ich es auch anders sagen: Wir können den Geist Gottes zwar niemals herbeizwingen. Aber ihn zu behindern, ist nicht schwer.

Danke fürs Zuhören!